

Auszug

Hans Jünger

Kultur - Ökonomie - Politik

Überlegungen zu den Motiven von Kanon-Autoren

Die Autoren¹ des Textes „Bildungsoffensive durch Neuorientierung des Musikunterrichts“ fordern die Verständigung über „verbindliche Unterrichtsinhalte“ für den Musikunterricht an deutschen Schulen (S. 2) und die Vorgabe eines „Grundbestands an Werken“ durch Lehrpläne und Rahmenpläne (S. 12). Im letzten Abschnitt des Textes legen sie einen konkreten Kanon² vor (S. 13 - 19), der - geordnet nach historischen Epochen - Werke (z. T. auch Werkgruppen) der abendländischen Kunstmusik seit dem Mittelalter enthält und in einem Anhang auch Namen von Jazzmusikern und von Rock-/Popmusikern und -gruppen auflistet. Er ist „schulformspezifisch differenziert“ (S. 12), weist also einen Teil der für das Gymnasium gedachten Werke als „Basiskanon“ für die Hauptschule, einen anderen als „Ergänzung“ für die Realschule aus. Außerdem wird er als „offener Kanon“ charakterisiert, der Schwerpunktsetzungen und aktuelle Ergänzungen erlauben soll.

Eine schlüssige Begründung für die verbindliche Festlegung konkreter Unterrichtsinhalte habe ich vergebens gesucht. Der Text arbeitet über weite Strecken mit Scheinargumentationen, die einem gängigen Muster folgen: Einer problematischen Aussage X, die man plausibel erscheinen lassen will, schickt man eine beliebige Aussage Y voraus, der jeder zustimmen wird, und verbindet beide - unter Missachtung der Regeln logischen Denkens - mit der Konjunktion „daher“ oder „deshalb“. Ein Beispiel (S. 7): „Die Fähigkeit der Mitglieder eines Gemeinwesens zu einer anspruchsvollen Verständigung untereinander setzt gemeinsame kulturelle Erfahrungen voraus ...“ (Aussage Y - wer mag da widersprechen?) „... in der Schule geht es bei der musikalischen Grundbildung deshalb um die Begegnung junger Menschen mit großen Werken der Musikgeschichte“ (Aussage X - das lässt sich fordern, aber nicht aus Aussage Y ableiten). Versteckt ist dieses Muster in einem verwirrenden Geflecht von begrifflichen Inkonsistenzen und offen zutage liegenden Widersprüchen („Musik ist zudem eine Sprache, die überall verstanden wird; die verständige Rezeption fremder Musikformen setzt allerdings ebenfalls ein entsprechendes Wissen voraus“ - S. 3); dazu kommen wenig erhellende Bonmots (nicht immer korrekt zitiert nach Nietzsche und Edison) und Kalauer (wer „ohne kanonisches Wissen“ ist, dessen Wissen ist „unter aller Kanone“ - S. 12).

Ich habe lediglich zwei Bemerkungen gefunden (beide auf S. 12), die als Hinweise auf die mit dem Kanon verbundenen Absichten verstanden werden können:

- „Ohne einen Grundbestand an Werken, ohne kanonisches Wissen [...] sind kulturelle Identität und Kommunikation kaum möglich.“
- „Ohne gesicherte Werkkenntnis wird eine Orientierung in der Vielfalt und in einer durch Massenmedien omnipräsenten Musiklandschaft nicht möglich sein.“

Offenbar setzen sich die Autoren deswegen für einen verpflichtenden Kanon ein, weil sie mit seiner Hilfe Schüler und Schülerinnen beim Erwerb einer kulturellen Identität unterstützen und ihnen Kommunikation sowie Orientierung in der Musiklandschaft ermöglichen wollen. Dabei lassen sie aber völlig offen,

¹ Wenn in diesem Text von Personen die Rede ist, sind in der Regel beide Geschlechter gemeint.

² Abweichend von der in der Literaturwissenschaft gängigen Definition (vgl. Heydebrand 1998, 613) meine ich hier mit „Kanon“ nicht eine Menge von besonders wertvollen Werken oder Autoren, sondern eine Auflistung solcher Werke oder Autoren. So wird der Begriff auch in dem Text der Konrad-Adenauer-Stiftung gebraucht (z. B. S. 12).

- was sie unter „kultureller Identität“ verstehen (es muss ja etwas sein, das ohne einen von außen vorgegebenen Kanon „kaum möglich“ ist),
- welche besondere Art von Kommunikation sie meinen (die Alltagserfahrung zeigt ja, dass Menschen im Allgemeinen auch ohne Musikunterricht miteinander kommunizieren können) und
- wie die Kenntnis von Werken der Kunstmusik zur Orientierung in der „durch Massenmedien omnipräsenten Musiklandschaft“ verhelfen kann (obwohl diese bekanntermaßen von populärer Musik beherrscht wird).

Im Folgenden werde ich versuchen, den Motiven der Kanon-Autoren auf den Grund zu gehen und die Absichten zu benennen, die hinter Erstellung und Propagierung eines verbindlichen Kanons von klassischer Musik stehen, - „klassisch“ sowohl im umgangssprachlichen Sinn (abendländische Kunstmusik) als auch im wertenden Sinn (mustergültig).

[...]

5. Fazit

Die bisherigen Überlegungen haben zu der Vermutung geführt, dass die Mitglieder der Initiative „Bildung der Persönlichkeit“ mit der Formulierung und Propagierung eines nach Schulformen differenzierten Pflichtkanons überwiegend deutscher Kunstmusik folgende Absichten verbinden:

- Sie wollen die abendländische Musiktradition am Leben erhalten,
- sie wollen den Musiklehrern und der Schulverwaltung die Arbeit bei Planung und Beaufsichtigung des Musikunterrichts erleichtern,
- sie wollen bei den Schülern Nationalgefühl und Nationalstolz fördern,
- sie wollen soziale Ungleichheiten stabilisieren.

Wie sich gezeigt hat, liegt ein derartiger Kanon weniger im Interesse von Lehrern als im Interesse von Politikern. Seine Eignung für Zwecke der Traditionspflege und als Arbeitsentlastung bei der Unterrichtsplanung - Anliegen, die eher Musiklehrern zuzuschreiben sind - ist zumindest fraglich. Dagegen kann man in ihm ein wirksames Mittel zur Durchsetzung der bildungsökonomischen und sozialpolitischen Absichten konservativer Politiker sehen. Insofern spricht einiges dafür, dass staatliche Machtausübung und soziale Distinktion die „eigentlichen“ Zwecke des KAS-Papiers sind.

Das schließt aber nicht aus, dass auch die anderen Absichten eine Rolle spielen. Selbst wenn es z. B. unwahrscheinlich erscheint, dass die Verpflichtung des Musikunterrichts auf Werke der abendländischen Kunstmusik zu mehr Nationalstolz bei heutigen Jugendlichen führt, so ist es doch möglich, dass die Kanon-Autoren sich auch von dem nationalpolitischen Motiv haben leiten lassen.

Die Vermutung, dass hinter dem Kanon alle vier Motive stehen, erhält eine gewisse Unterstützung durch die eingangs bereits zitierten Auskünfte, die die Verfasser selbst über ihr Anliegen geben. Im ersten der beiden Sätze klingen die beiden politischen Motive an, die ich oben den CDU-Bildungspolitikern unterstellt habe:

- „Ohne einen Grundbestand an Werken, ohne kanonisches Wissen [...] sind kulturelle Identität und Kommunikation kaum möglich.“

Mit der „kulturellen Identität“, die kanonisches Wissen voraussetzt, könnte die nationale Identität gemeint sein, das Gefühl der Zugehörigkeit zur deutschen Nation. Und der sehr allgemeine Begriff „Kommunikation“ lässt sich mit der symbolischen Funktion des Kanons in

Zusammenhang bringen, mit der Verwendung von Wissen als Ausweis der Zugehörigkeit zur gebildeten Klasse.

Der zweite Satz lässt sich eher in Richtung des kulturellen und des ökonomischen Motivs interpretieren.

- „Ohne gesicherte Werkkenntnis wird eine Orientierung in der Vielfalt und in einer durch Massenmedien omnipräsenten Musiklandschaft nicht möglich sein.“

Die „Orientierung“, die der Kanon in der massenmedialen Musiklandschaft geben soll, kann als Verpflichtung auf Kunstmusik verstanden werden, deren Weiterleben dadurch gesichert werden soll. Vielleicht denken die KAS-Autoren aber auch an die Vereinheitlichung des Musikunterrichts, an die Orientierung, die der Kanon dem Musiklehrer bei der Musikauswahl und der Schulaufsicht bei der Kontrolle des Musikunterrichts geben kann.

Man kann also begründet behaupten: Die Motive, die hinter dem KAS-Kanon stehen - seien sie den Autoren nun bewusst oder unbewusst - heißen Traditionspflege, Effizienzsteigerung, nationale Identität und soziale Distinktion. Wirksam wird der Kanon vor allem als Mittel staatlicher Machtausübung und Aufrechterhaltung sozialer Ungleichheit. Wem an schülerorientiertem Musikunterricht und an sozialer Gerechtigkeit gelegen ist, der muss diesen Kanon ablehnen.

Der vollständige Text ist abgedruckt in:

Hermann J. Kaiser u. a.: Bildungsoffensive Musikunterricht? Das Grundsatzpapier der Konrad-Adenauer-Stiftung in der Diskussion, Regensburg : ConBrio 2006, S. 56-68